

Judith Eckert

GESELLSCHAFT IN ANGST?

Zur theoretisch-empirischen Kritik
einer populären Zeitdiagnose

Aus:

Judith Eckert

Gesellschaft in Angst?

Zur theoretisch-empirischen Kritik
einer populären Zeitdiagnose

November 2019, 436 S., kart., 3 SW-Abb.

39,99 € (DE), 978-3-8376-4847-8

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4847-2

Zeitdiagnosen einer verängstigten Gesellschaft sind populär. Doch welche Bedeutung kommt Angst im Alltag der Menschen wirklich zu – und welche Ängste spielen konkret eine Rolle? Mittels eines innovativen qualitativen Forschungsdesigns hinterfragt Judith Eckert die Annahme von Angst als zentraler zeitgenössischer Befindlichkeit und trägt zur Differenzierung der Debatte bei. Neben empirischen Analysen bietet sie Bausteine für eine theoretisch, konzeptuell und methodologisch fundierte Soziologie der Angst sowie Anregungen für eine reflexive, lebensweltlich orientierte Sicherheitsforschung.

Judith Eckert ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik der Universität Duisburg-Essen. Die Soziologin promovierte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und war Gastwissenschaftlerin an der University of Georgia, Athens, und an der University of California, Berkeley.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4847-8

Inhalt

Dank	9
1 Gesellschaft in Angst? Einleitung	11
1.1 Die Diagnose	11
1.2 Die »Gretchenfragen«	13
1.3 (Un-)Sicherheit und Angst: Begriffs- und Gegenstandsverständnis	17
1.4 Aufbau der Arbeit	23
2 Theoretische und methodologische Bezugspunkte der Sociology of Risk and Uncertainty	29
2.1 Sociology of Risk and Uncertainty als zentrales Diskussionsfeld	29
2.2 Gesellschaftstheorien	36
2.2.1 Beck: Risikogesellschaft	37
2.2.2 Douglas: Kulturtheorie des Risikos	46
2.3 Lebensweltlich orientierte, themenoffene Ansätze	55
2.3.1 Lupton: soziokultureller Ansatz	55
2.3.2 Olofsson und Kolleginnen: Doing Risk-Ansatz	60
2.4 Reflexive Ansätze	67
2.4.1 Henwood und Kolleg*innen: methodenreflexiver, interpretativer Ansatz	67
2.4.2 Wilkinson: humanistisch-reflexiver Ansatz	75
2.5 Bilanz: Stärken der Ansätze und Fragen der Integration	80
3 Angst als soziales, lebensweltliches Phänomen. Eine qualitative Programmatik	83
3.1 Sozialtheorie: eine praxeologische Konzeption der Lebenswelt und von Angst	85
3.1.1 Die Logik der Praxis	86
3.1.2 Angst in der Logik der Praxis	94

3.2	Erkenntnistheorie: eine soziologische Konzeption und ihre forschungspraktischen Folgen	96
3.2.1	Bruch statt Präkonstruktionen	96
3.2.2	Reflexion der eigenen Konstruktionen	98
3.3	Interviewtheorie: das Interaktive, Performative und Implizite berücksichtigen	101
3.3.1	Qualitative, praxeologische Interviewforschung	101
3.3.2	Das Interaktive, Performative und Implizite im Interview	103
3.4	Auswertungsmethodologie: das Interaktive, Performative und Implizite rekonstruieren	109
3.4.1	Analyse des Interaktiven und Performativen	109
3.4.2	Analyse des Impliziten: Praxeologische (Emotions-)Analyse	109
3.5	Bilanz: ein neuer Blick auf Angst	113
4	Methodische Umsetzung	115
4.1	Die Interviews	116
4.2	Sampling, Sample und Repräsentation	124
4.3	Die Auswertung mit dem integrativen Basisverfahren	130
4.4	Bilanz: Methodik im Lichte der Programmatik	137
5	Warum wir nicht nach (Un-)Sicherheit, sondern nach Angst fragen sollten. Eine Methodenreflexion	139
5.1	Methodendiskussion und -reflexion: Bedarf erkannt	140
5.2	Methodische Fokussierung: Material, Analyseheuristiken und Erkenntnismöglichkeiten von »gescheiterten« Interviews	146
5.3	Sicherheit als enger Begriff in einem unpersönlichen Interview	151
5.3.1	Sicherheit als enger Begriff	151
5.3.2	Modi des unpersönlichen Interviews	171
5.3.3	Zwischendiskussion	183
5.4	Angst als alltagssprachlicher, tendenziell offener Begriff in einem persönlichen Interview	186
5.4.1	Alltagssprachliche (Un-)Sicherheitssemantiken	186
5.4.2	Modi des persönlichen Interviews	192
5.4.3	Zwischendiskussion	198
5.5	Methodische Entscheidungen sind politisch - Bilanz, Interpretation und Ausblick	199

6	Emotion, Positionierung, Argument.	
	Was über Angst und (Un-)Sicherheit Sprechen bedeutet	207
6.1	Bisherige Forschungen: spezifische Nutzungsweisen und spezifische Themen.....	208
6.2	Methodische Fokussierung: Material, Analyseheuristiken und Angst/Ärger-Differenzierung	212
6.3	Emotion: unterschiedliche Erlebnisqualitäten von Angst	216
6.3.1	K(I)eine Ängste: Entproblematisierungen und Normalisierungen	217
6.3.2	Große Ängste: Problematisierungen und ungewollte Normalität	228
6.3.3	Zwischendiskussion	234
6.4	Positionierung: die ›Ängste‹ der Anständigen	236
6.4.1	Furchtlose Männer, schützenswerte Frauen, verantwortungsbewusste Eltern.....	237
6.4.2	Rechtschaffene Gesellschaftsmitglieder	240
6.4.3	Zwischendiskussion	244
6.5	Argument: Angst und (Un-)Sicherheit als wirkmächtiger Topos	246
6.5.1	Politisierungen: die ›Bedrohlichen‹ ausschließen, responsibilisieren, strafen	247
6.5.2	Gegenpolitisierungen: Sicherheit als beängstigend und Sicherheitsrisiken.....	253
6.5.3	Zwischendiskussion zur Sprache der Angst und (Un-)Sicherheit	256
6.6	Angst ist nicht gleich Angst – Bilanz und Ausblick.....	260
7	Welche Ängste (k)eine Rolle spielen.	
	Rekonstruktion des Impliziten und Rekontextualisierung im Lebensverlauf.....	265
7.1	Bisherige empirische Studien: Mangel an themenoffenen und rekonstruktiven Studien	266
7.2	Methodische Fokussierung: Material, Fallauswahl, Analyseheuristiken und -einstellungen	271
7.3	Sicherheit und Angst im Lebensverlauf als neue Perspektive	274
7.4	Postadoleszenz: Orientierung und Etablierung	279
7.4.1	Orientierung: Nutzung von Kriminalitäts- und anderen Moralgeschichten	280
7.4.2	Etablierung: Zukunfts- und Versagensängste	286
7.5	Erwachsenenalter: Entwicklung, Stabilität oder Existenzsicherung	292
7.5.1	Entwicklung: Scheiternsangst sowie Rollen- und Handlungsunsicherheiten	293
7.5.2	Stabilität: körperliche Einschränkungen und Wegbrechen von Beziehungen	301
7.5.3	Existenzsicherung: Abstiegsangst in materieller und symbolischer Hinsicht.....	313

7.6	Rentenalter: Ruhe und Ordnung.....	328
7.6.1	Ruhe: körperliche Einschränkungen und ihre Folgen	330
7.6.2	Ordnung: Devianz als Infragestellung eigener Werte und eigenen Werts	336
7.7	Themenbezogene Bündelung, Diskussion und Ausblick	346
8	Konsequenzen der Differenzierungen	355
8.1	Paradox der Doxa statt Sicherheitsparadox?.....	355
8.2	Kriminalitätsfurcht: weder Kriminalität noch Furcht?.....	361
8.3	Rassismus (und Klassismus): welche Angst, wessen Angst?	366
9	Soziologie der Angst? Rückblick und Ausblick.....	373
Anhang	381
	Transkriptionsregeln	381
	Kurzvorstellung der Interviewpartner*innen.....	382
	Literaturverzeichnis	389

Dank

Diese Arbeit habe ich im Sommersemester 2017 als Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereicht und formulierte im Untertitel mein Anliegen mit »Ein empirischer Beitrag zur Verkomplizierung der Debatte«. Ausgangspunkt war die verbreitete Diagnose, dass wir in einer Gesellschaft in Angst leben – eine Diagnose, die ich anfangs faszinierend und nach meiner empirischen Analyse simplifizierend fand, da sie der Komplexität des Phänomens nicht gerecht wird. In diesem Sinne wollte ich die Debatte verkomplizieren. Doch da der Begriff »Verkomplizierung« für manche nicht nach angemessener Differenzierung, sondern nach unnötigen Gedankenspielen klingt, heißt die Arbeit nun anders. Für die Veröffentlichung habe ich sie auch leicht überarbeitet und soweit möglich mit neu erschienener Literatur ergänzt.

Mein Dank gilt allen, die mich mit diesem Feedback, anderen Rückmeldungen und Ermunterungen unterstützt haben. Einige Personen und Kontexte will ich namentlich nennen.

Zuallererst danke ich meinen früheren Vorgesetzten und späteren Doktorvätern Baldo Blinkert und Hans Hoch. Ohne sie wäre diese Arbeit niemals zustande gekommen, denn sie beruht auf Methodenmix-Interviews, die aus dem von ihnen geleiteten und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projekt »Subjektive Wahrnehmungen und Einschätzungen zu (Un-)Sicherheiten« (2010-2013) stammen. Die Mitarbeit im Projekt hat mir erlaubt, mich zunächst noch ohne Promotionsgedanken mit dem Thema zu beschäftigen und einige Auswertungsideen zu verfolgen. Für das entgegengebrachte Vertrauen danke ich Baldo Blinkert und Hans Hoch, für die inspirierenden Diskussionen darüber hinaus dem ganzen Projektteam bestehend aus Jürgen Spiegel, Marina Orosa, Diana Cichecki und Daniel Langenegger und für das reichhaltige Interviewmaterial auch den Interviewpartner*innen und Interviewer*innen.

Durch die Mitarbeit im Projekt war mein Interesse geweckt, mich mit diesen für mich methodisch ungewöhnlichen und herausfordernden Daten weiter zu beschäftigen. Ein Promotionsstipendium der Heinrich-Böll-Stiftung (2013-2016) hat mir dabei nicht nur finanzielle Sorglosigkeit und gedankliche Freiheit, sondern auch Austausch und Freundschaften mit anderen Stipendiat*innen ermöglicht.

Danken möchte ich in diesem Kontext auch der Wissenschaftlichen Gesellschaft Freiburg im Breisgau, die die Veröffentlichung meiner Arbeit mit einem Druckkostenzuschuss unterstützt hat.

Baldo Blinkert und Hans Hoch haben mich als Doktorväter in einer Weise begleitet, die mir sehr entgegenkam: Ich hatte freie Hand beim Zuschnitt der Arbeit und konnte mir gleichzeitig ihrer Unterstützung immer gewiss sein – sie waren an der Diskussion meiner Arbeit interessiert, gaben mir hierfür zentrale Impulse und wussten Schwächen konstruktiv zu kommentieren. Das alles hat mich sehr motiviert und vorangebracht. Umso trauriger stimmt mich, dass Baldo Blinkert Ende 2017 überraschend verstarb und wir nicht gemeinsam zu Ende diskutieren konnten, was in einem gemeinsamen Projekt begann. Dass ich mein Promotionsverfahren dennoch ohne größere Komplikationen zu Ende bringen konnte, habe ich Stefan Kaufmann zu verdanken, der ohne zu Zögern die Rolle des Erstgutachters übernahm. Ebenso herzlich will ich Cornelia Brink danken, die gleichermaßen umstandslos als Drittgutachterin fungierte.

Für mikrosprachliche Präzision und große Interpretationsideen, für praktische ebenso wie für moralische Unterstützung danke ich ganz herzlich meinen Mitstreiter*innen in den Promotions-Analysegruppen (in alphabetischer Reihenfolge): Caroline Janz, Christian Müller, Debora Niermann, Diana Cichecki, Florian Mayer, Sandra Lang, Steffen Ehrhardt und Stephanie Haug. Für Austausch und Anregungen danke ich ferner allen, die mit mir auf Konferenzen, Workshops und in Kolloquien über meine Arbeit gesprochen haben. Hervorheben will ich folgende Kontexte: Stefan Kaufmanns Kolloquium zur Sicherheitsforschung, das iqs (Institut für qualitative Sozialforschung, Freiburg) und den Workshop »Selbstreflexive Wissenschaft« im Februar 2016 in Tübingen.

Sind dies die Höhepunkte der fachlichen Auseinandersetzung, so ist der Arbeitsalltag ebenso wichtig. Für Diskussionen, Interesse an meiner Arbeit, Zuspruch und Unterstützung in verschiedener Form danke ich v.a. Nicolai Growe, Diana Cichecki, Eva-Maria Bub, Marlen Löffler und Stephanie Haug. Auch Eva Kahmann, Ilka Sommer, Friedrich Gabel, Julia Wiesinger, Paula Bleckmann, Rolf Eckert und Gisela Kist-Eckert, Dietrich Growe und Margareta Schneider-Growe sowie Božidar Löffler und Manda Löffler haben mich auf ihre je eigene Art und Weise unterstützt. Nicht zuletzt gilt mein Dank und Gedenken Jan Kruse. Er hat mich für qualitative Forschung begeistert, mir erste Forschungserfahrungen ermöglicht und frühe Dissertationsideen kommentiert. Gerne würde ich mich weiter mit ihm austauschen können.

1 Gesellschaft in Angst?

Einleitung

Interviewerin: Haben Sie erst nochmal irgendwie Fragen jetzt? Allgemein zu der Studie oder so, bevor wir anfangen noch irgendwas, was Sie klären möchten?

Wilhelm Krause: Ich bin verwundert über diese Fragestellung, dass wir zweitausend-elf hier sowas machen, [...] und wissen aber (2) außer außer ihrer Institution, aber jeder weiß, wie es mit der Sicherheit bestellt ist.

In diesem Buch stelle ich Fragen, auf die der Common Sense schon längst eine Antwort hat: »Wie es mit der Sicherheit bestellt ist«, steht dem Interviewpartner mit dem Pseudonym Wilhelm Krause zufolge außer Frage. Mit dieser Einschätzung ist er nicht alleine. Auch in Medien, Politik und westlichen Zeitdiagnosen ist die Annahme unsicherer Zeiten und einer Gesellschaft in Angst¹ seit einigen Jahrzehnten populär. Jüngst avancierte Angst gar zum »gegenwartsdiagnostischen Kernbegriff« (Dehne 2017: 13). Bei so viel Gewissheit ist Zweifel angebracht, wie meine theoretisch-empirische Kritik dieser Diagnose zeigt.

1.1 Die Diagnose

Die Diagnose selbst ist zugleich mehrstimmig und in ihrem Kern einstimmig. Bereits 1986 sprach Ulrich Beck von einer »Risikogesellschaft«, später von der »Welt-risikogesellschaft« (2007a). Seiner Analyse zufolge sind es paradoxerweise gerade moderne Errungenschaften wie Wissen und Technik, die zu mehr Wohlstand und Sicherheit beitragen sollten, zugleich aber neue Risiken unvorstellbaren Ausmaßes

¹ Johano Strasser hat 2013 eine Diagnose mit dem gleichen Titel veröffentlicht: »Gesellschaft in Angst. Zwischen Sicherheitswahn und Freiheit«.

erzeugen. Dass es im Jahr des Ersterscheinens der »Risikogesellschaft« zur Reaktorkatastrophe von Tschernobyl kam, deren Folgen auch in Deutschland spürbar waren, konnte nur als Beleg für die Richtigkeit von Becks Analyse gelesen werden. Für Beck markieren diese neuen Risiken den Übergang von der Industrie- zur Risikogesellschaft, was Folgen für die Erfahrungswelt der Individuen hat: »Ich habe Angst!« (1986: 66) wird zur typischen Aussage der Zeit, Angst zum allgemein geteilten »Lebensgefühl« (2007a: 28) und somit zum zentralen sozialen Problem der risikogesellschaftlichen Moderne. Die jüngste prominente Diagnose einer Gesellschaft in Angst stammt von Heinz Bude, der in seiner »Gesellschaft der Angst« (2014) analysiert, wie sich im Vergleich zur Nachkriegszeit Ängste vervielfacht haben, insbesondere aufgrund der Transformation des Wohlfahrtsstaates. Das meritokratische Credo der Wirtschaftswunderzeit, dass sich Leistung lohnt, sozialen Aufstieg ermöglicht und sozialen Status verlässlich macht, wurde desillusioniert. An die Stelle vom »Aufstiegsversprechen« ist laut Bude die »Exklusionsdrohung« (2019: 217) getreten, was zusammen mit der Orientierungslosigkeit und Zurückgeworfenheit der Individuen auf sich selbst in die Gesellschaft der Angst führt. Besonders prominent unter den zahlreichen von ihm angesprochenen Ängsten sind Status- und Abstiegsängste, die sich unterschiedlich äußern, etwa in Bildungspanik oder der Angst, falsche Entscheidungen zu treffen, z. B. in Bezug auf Bildung, Beruf und Partnerschaft.

Obwohl sich die Angstdiagnosen dieser und anderer Autor*innen (wie Bauman 2000, 2005, 2006 und Strasser 2013) durchaus unterscheiden, etwa bezüglich des Grads der theoretischen Ausarbeitung oder der konkreten Schwerpunktsetzung, zeichnen sie im Kern das gleiche Bild der zeitgenössischen Gesellschaft: Sie machen einen grundlegenden sozialen Wandel innerhalb der vergangenen Jahrzehnte aus, in dessen Zuge der hoffnungsvolle Zukunftsoptimismus der Nachkriegszeit ab den 1970er Jahren zunehmend durch eine angstfokussierte Negativerwartung verdrängt wurde. Angst wurde so zum zentralen Charakteristikum westlicher Gesellschaften und in verschiedener Hinsicht allgegenwärtig.

Erstens wird angenommen, dass Angst zum allgemeinen »Lebensgefühl« (Beck 2007a: 28) wurde, das alle betrifft. Angst kenne kaum soziale Schranken und habe nun auch die bislang als sicher geltende Mittelschicht erreicht (Beck 1986: 48, Bude 2014: 11). Zweitens beziehe sich Angst auf verschiedenste Thematiken: von Abstiegsängsten hin zur Terrorangst. Die Ängste erscheinen damit zahllos. Angesichts dieser Omnipräsenz von Angst verwundert es nicht, dass diese, drittens, als Explanans für unzählige Sachverhalte herangezogen wird (vgl. bereits Hunt 1999). So wird bspw. die Abwertung vermeintlich »Anderer« durch Verunsicherung erklärt, wenn diese »Anderen« als »Blitzableiter« (Beck 1989: 9) für Ängste bzw. als Projektionsfläche für eine diffuse und ansonsten nur schwer greifbare Verunsicherung dienen. In dieser argumentativen Logik stehen auch einige Erklärungen des ge-

genwärtigen Rechtspopulismus und Rassismus (vgl. z.B. Heitmeyer 2012, Nachtwey 2016, Sommer 2010).

Diese oftmals rein theoretischen Diagnosen einer Gesellschaft in Angst spiegeln so sehr den Zeitgeist, dass sie eine hohe Plausibilität für sich beanspruchen können. Darüber hinaus scheinen sie auf den ersten Blick empirisch gut gestützt, wie die jährlich durchgeführte repräsentative Studie »Die Ängste der Deutschen« der R+V-Versicherung suggeriert: Wurden 2016 »Spitzenwerte [...] durch sprunghaften Anstieg bei fast allen Sorgen« verzeichnet (R+V-Infocenter 2016), sind 2017 und 2018 viele Ängste weiterhin »überdurchschnittlich hoch« (R+V-Infocenter 2017 und 2018), etwa die Angst vor den Folgen von Donald Trumps Politik, vor Spannungen durch den Zuzug von Ausländer*innen und vor Terrorismus.

Vor dem Hintergrund unsicherer Zeiten und einer Gesellschaft in Angst ist es nur konsequent, dass Sicherheit in den letzten Jahrzehnten zur gesellschaftlichen »Wertidee« (Kaufmann 1970) und zum »Goldstandard des Politischen« (Daase 2011a: 139) wurde. Dabei scheint die politische Sensibilität nicht nur für »objektive« Bedrohungen gestiegen zu sein, sondern auch für Unsicherheitsgefühle. So ist in der letzten Zeit von Politiker*innen und Repräsentant*innen von Institutionen wieder vermehrt zu hören, dass die Sorgen und Ängste der Bürger*innen ernst zu nehmen seien (vgl. Foroutan 2016, Keller/Berger 2017, Kulaçatan 2016). Sollten wir Forschende unsere begrenzten finanziellen Ressourcen daher nicht besser in die praktische Lösung von Sicherheitsproblemen investieren und damit der Angst beikommen, wie Wilhelm Krause im weiteren Interviewverlauf fordert, statt das bereits Bekannte zu beforschen?

1.2 Die »Gretchenfragen«

Wie Osrecki (2018) feststellt, sind Zeitdiagnosen wie die der Gesellschaft in Angst als Genre notwendigerweise überpointiert, denn sie haben eine wichtige Funktion: Indem sie einzelne Beobachtungen zu einer zentralen Aussage zur Lage der Gegenwartsgesellschaft verdichten, bieten sie einen »roten Faden [...] der Weltbeachtung« (Prisching 2015: 579), der verschiedene Phänomene, Bereiche und Felder interpretativ verbindet. Dieser rote Faden ist weit über Fachdebatten hinaus relevant, da er soziologische Erkenntnisse gerade durch die Zuspitzungen und einen oft essayistischen Stil so kommuniziert, dass sie anschlussfähig für die interessierte Öffentlichkeit sind (Osrecki 2018). Doch diese Stärke ist notwendigerweise auch die Schwäche von Zeitdiagnosen, zeichnen sie doch ein spekulatives Bild der Gesellschaft mit großer »Vereinseitigung« (Schimank 2007: 19), das seine Überzeugungskraft mehr aus »theoretischen Plausibilisierungen und Extrapolationen« (ebd.: 17) als aus methodisch-empirischer Fundierung bezieht.

Auch die Diagnose der Gesellschaft in Angst steht, obwohl sie so zutreffend erscheinen mag, auf empirisch unsicherem Boden. Beck selbst bezeichnete seine Analysen in der »Risikogesellschaft« als »ein Stück empirisch orientierter, projektiver Gesellschaftstheorie – ohne alle methodischen Sicherungen« (1986: 13, Herv. i. Orig.) und initiierte in der Folge empirische Untersuchungen zu seinen Thesen. Die Kritik der unzureichenden empirischen Fundierung trifft auch andere Varianten dieser Zeitdiagnose. So kommentierte Gertrud Nunner-Winkler (2016), dass Budes Analyse »stärker auf dichte Eindrücke – aus Film, Musik, Literatur – als auf statistische Daten gestützt« ist. Sie stellt daher die »Gretchenfrage: ›Wie hast du's mit der Empirie?‹«. Diese Frage trifft ins Schwarze: Zu oft werden makrosoziologische Analysen oder Diskursphänomene als Blaupause für Annahmen über die lebensweltliche Relevanz von Angst genommen (kritisch dazu Lupton 2013b, Schwell 2015). Und zu oft wird ungeachtet aller Kontingenz Verunsicherung als einzige Reaktion auf sozialen Wandel, etwa durch Modernisierung, angenommen, ohne andere Emotionen in Betracht zu ziehen (kritisch dazu Dehne 2017: 103f., Jackson/Watson/Piper 2012). Die These, dass sich Angst zur zentralen Befindlichkeit entwickelt hat, beruht demnach auf vielen fragwürdigen Annahmen, die aber implizit bleiben. Im Ergebnis stellt Angst eine bloße spekulative Ableitung aus makroanalytischen Überlegungen dar; sie wird in ihrer Existenz und Beschaffenheit vorausgesetzt, aber nicht näher definiert und untersucht. Die Diagnose einer Gesellschaft in Angst hat weder einen Begriff von Angst noch fundierte Empirie dazu. Vielmehr scheint es, dass Angst lediglich als »catchword« (Ahrens 2018: 52) fungiert und von den »affektiven Assoziationen« (ebd.) lebt, die der ungeklärte Angstbegriff bietet. Dass das keine Grundlage für weitreichende zeitdiagnostische Behauptungen ist, liegt auf der Hand.

Die empirischen »Gretchenfragen«

Empirische und theoretisch-konzeptuelle Anliegen stehen hingegen im Fokus meiner Arbeit. Zentral widme ich mich zwei empirischen »Gretchenfragen«: Angesichts der behaupteten Omnipräsenz von Angst, die alle betreffe und das gegenwärtige Lebensgefühl sei, ist meine erste Leitfrage, welche Rolle das Thema Angst lebensweltlich spielt (Kap. 6). Mit Blick auf die verschiedenen Ängste, die als relevant bezeichnet werden, ist meine zweite Leitfrage, welche Ängste lebensweltlich eine Rolle spielen, was also relevante Angstthemen sind. Das impliziert auch die Frage, welche Ängste *keine* Rolle spielen (Kap. 7). Damit hinterfrage ich die als selbstverständlich geltende Annahme einer Gesellschaft in Angst und stelle sie empirisch zur Diskussion.

Während Nunner-Winkler hierfür die Statistik in die Pflicht ruft und in den letzten Jahren tatsächlich schon einige quantitative Beiträge erschienen sind (z.B. Dehne 2017: Kap. 8, Hummelsheim 2015a und 2015b, Beiträge in Lübke/Delhey

2019), beantworte ich diese »Gretchenfragen« mit einer qualitativ-rekonstruktiven Herangehensweise. Eine ihrer Stärken liegt in einem offenen, differenzierenden Blick auf das Phänomen.

Empirische Basis meiner Analysen sind 39 Interviews aus dem Projekt »Subjektive Wahrnehmungen und Einschätzungen zu (Un-)Sicherheiten« (2010-2013), die ich sekundäranalytisch genutzt habe.² Die methodische Besonderheit der Studie liegt in ihrer Themenoffenheit: Während das Gros der bisher vorliegenden Studien entweder auf spezifische Ängste wie Kriminalitätsfurcht fokussiert oder den Interviewpartner*innen eine Reihe von Angstthemen vorlegt, die die Forschenden als wichtig erachten, konnten hier die Interviewpartner*innen selbst und ohne Vorgaben die für sie wichtigen Angstthemen einbringen.

Wie die Datengewinnung gestaltet sich meine Datenauswertung möglichst offen gegenüber fremden, überraschenden und impliziten Sinnstrukturen, die es zu rekonstruieren und explizieren gilt. Eine solche rekonstruktive Herangehensweise ist entscheidend. Denn wie Wendy Hollway in Bezug auf Interviewforschung generell formuliert, ist das Interview keine transparente Ressource, das der Logik »you ask, they answer and then you know« folgt (2005: 312). Die Antworten der Interviewpartner*innen als Auskünfte zu betrachten, die einen Einblick in ihre Befindlichkeiten und in ihr Alltagsleben gewähren und die es analytisch bloß zu verdichten gilt, würde dem Gegenstand nicht gerecht und würde ihn, schlimmer noch, verfehlen. Im Falle von Angst und Sicherheit, die gesellschaftlich und politisch viel diskutiert und hoch umstritten sind, ist das besonders relevant. Umso wichtiger war mir daher, ein methodisches Instrumentarium zu entwickeln, das sensibel ist für das Interaktive, Performative und Implizite im Interview.

Da »eine Äußerung nie nur dem ›gehört‹, der sie produziert« (Ayaß 2008: 348), muss die *interaktive Konstitution* der Interviewdaten analysiert werden, was zugleich einen reflexiven Blick auf die eigene Forschung ermöglicht (Kap. 5). Da Sprechen kein Bericht über Emotionen und Handlungen ist, sondern selbst eine Handlung darstellt, müssen auch die *performativen Dimensionen* des Sprechens untersucht werden (Kap. 6.4 und 6.5). Und da im Sprechen vieles *implizit* bleibt, braucht es sowohl eine Rekonstruktion der Emotion Angst (Kap. 6.3) als auch der Angstthemen (Kap. 7). Bisherige Forschungen haben nämlich zum einen gezeigt, dass sich explizit benannte Emotionen und empfundene Emotionen unterscheiden können, u.a. da Emotionskommunikation in rhetorischer, strategischer Weise gebraucht werden kann (vgl. bspw. Bröckling 2016, Lucius-Hoene/Deppermann 2004b: 38-40). So kann eine kommunizierte Angst ohne die Emotion Angst auskommen und eine gefühlte Angst muss nicht als solche explizit benannt werden. Zum anderen hat

2 Das Projekt war Teil des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Verbundprojektes »Barometer Sicherheit in Deutschland« (BaSiD).

die Kriminalitätsfurchtforschung verdeutlicht, dass von den Interviewpartner*innen angesprochene bzw. in quantifizierenden Studien ermittelte Angstthemen mit analytischer Vorsicht zu betrachten sind. Wie die sogenannte Generalisierungsthese der Kriminalitätsfurcht zeigt, eignet sich gerade das Thema Kriminalität gut als Stellvertreter für andere und die eigentlichen Ängste, etwa hinsichtlich sozialer Sicherheit, die allerdings als schwerer greifbar und thematisierbar gelten und daher auf ein konkretes, greifbares Thema projiziert werden (z.B. Hirtenlehner 2009, s. ausführlicher Kap. 8.2). Folglich gilt es, implizite Bedeutungen von Thematisierungen und implizite Ängste zu explizieren.

Diese drei methodischen Herausforderungen dürfen nicht ignoriert werden, will man nicht die Komplexität sowohl von Interviewforschung als auch des Phänomens Angst vernachlässigen. Sie lassen sich aber mittels einer qualitativ-rekonstruktiven Herangehensweise adäquat adressieren.

Die theoretisch-methodologische »Gretchenfrage«

Um meine empirischen »Gretchenfragen« methodisch gesichert beantwortet werden können, bedarf es einer Theorie des Gegenstandes und einer dazu passenden Methodologie im Sinne eines »Theorie-Methoden-Pakets« (Clarke 2005: 2). Die theoretisch-methodologische und methodische »Gretchenfrage« und dritte Leitfrage meiner Arbeit lautet daher, wie Angst als soziales, lebensweltliches Phänomen angemessen gefasst und wie dazu mittels Interviews geforscht werden kann. Mit anderen Worten geht es mir um eine theoretisch fundierte empirische Soziologie der Angst.

Der Hintergrund dieser Frage ist, dass sich eine solche Soziologie der Angst bislang kaum entwickelt hat (vgl. auch Ahrens 2018) und sich auf wenige Beiträge beschränkt (Dehne 2017, Schmitz/Flemmen/Rosenlund 2018 und Schmitz/Gengnagel 2018, Wilkinson 2001a). Diese haben ihren Schwerpunkt zudem in der theoretischen und konzeptionellen Fassung des Gegenstandes und behandeln methodisch-empirische Fragen nachrangig. Entsprechend haben bezüglich Angst bisher nur wenige Methodendiskussionen und -entwicklungen stattgefunden, auch in der Emotionssoziologie nicht. Statt Methoden der Interviewforschung anzuwenden, musste ich sie daher erst entwickeln bzw. bekannte Methoden weiterentwickeln.

Meine theoretisch-methodologische »Gretchenfrage« betrifft daher drei Aspekte: Erstens geht es um die grundlegende theoretisch-konzeptuelle Fassung des Gegenstandes und der Entwicklung einer dazu kohärenten Methodologie (Kap. 1.3, 2 und 3). Zweitens geht es in methodischer Hinsicht um die Art und Weise der Datengewinnung: Mit welchem Interviewdesign können wir den Interviewpartner*innen verdeutlichen, dass das Interview themenoffen ist? Konkret geht es hier bspw. um die Wahl der Unsicherheitssemantiken in der Frageformulierung, d.h. ob wir nach Risiken, Unsicherheiten, Ängsten, Sorgen etc. fragen (Kap. 5). Drit-

tens geht es – ebenfalls in methodischer Hinsicht – um die Datenauswertung, z.B. um die Frage, wie Angst als Emotion rekonstruiert und von anderen Emotionen unterschieden werden kann (Kap. 6).

Meine Theorie- und Methodenentwicklung war dabei von Anfang an empirisch geleitet und vollzog sich der Forschungslogik der Grounded-Theory-Methodologie folgend als Wechselspiel zwischen der Analyse des eigenen empirischen Materials und der Auseinandersetzung mit Forschungsliteratur (Strauss 1987, Strauss/Corbin 1990). Auf die *Sociology of Risk and Uncertainty* (Kap. 2) wurde ich bspw. erst 2014 bzw. 2015 aufmerksam; hier fand ich Anknüpfungspunkte für manche empirischen Beobachtungen, die ich dadurch schärfen ausdifferenzieren konnte. Bourdieu und Mannheim waren mir als Autoren zwar bekannt; sie spielen in meiner Arbeit aber erst seit 2016 eine metatheoretische und methodologische Schlüsselrolle (Kap. 3).

Diese theoretisch-methodologischen Überlegungen und die Entwicklung eines »Theorie-Methodologie-Pakets« stellen einerseits einen eigenständigen Beitrag zu einer Soziologie der Angst und andererseits die notwendige Vorarbeit für die Beantwortung der empirischen »Gretchenfragen« dar. Daraus resultiert eine theoretisch-empirische Kritik an der populären Zeitdiagnose einer Gesellschaft in Angst, die eine konstruktive Kritik ist: Gerade durch ihre Überpointiertheit regen Zeitdiagnosen empirische Forschungen an und provozieren sie manchmal geradezu. Diese wiederum können zu differenzierteren Auseinandersetzungen mit dem Phänomen beitragen, sei es durch eine präzisiertere theoretisch-konzeptuelle Gegenstandsbestimmung, wie ich sie im Rahmen dieser Arbeit verfolge, oder durch eine Weiter- oder Neuentwicklung von Zeitdiagnosen *mit* methodischer Sicherung und empirischer Fundierung, worauf ich abschließend kurz eingehe (Kap. 9, vgl. Eckert i.E. und Wohlrab-Sahr 2015).

1.3 (Un-)Sicherheit und Angst: Begriffs- und Gegenstandsverständnis

Ein erster Schritt der Konzeptualisierung des Gegenstands ist es, die zentralen Begrifflichkeiten zu definieren. Eine solche Klärung ist vonnöten: Während »(Un-)Sicherheit« ein so un(ter)bestimmter wie vieldeutiger Begriff ist (vgl. Stampnitzky 2013, van Dyk/Lessenich 2008), kann »Angst« individualisierend und psychologisierend anmuten (vgl. Dehne 2017: 11ff.). Daher expliziere ich im Folgenden mein genuin soziologisches Verständnis. Ich beginne mit dem (Un-)Sicherheitsbegriff, der in der bisherigen soziologischen Debatte neben dem Risikobegriff zentral ist.

(Un-)Sicherheit

Erstens kann (Un-)Sicherheit hinsichtlich einer Zeitdimension charakterisiert werden, was Bonß (2011: 47) prägnant zusammenfasst: »Grundsätzlich bezeichnet Unsicherheit das Nicht-Wissen über zukünftige Ereignisse bei gleichzeitigem

Wissen um die Möglichkeit zukünftiger Negativ-Ereignisse.« Unsicherheit meint demnach gegenwärtige Ungewissheit bezüglich der Zukunft im Sinne einer Nicht-Erwartbarkeit. Doch ist der Blick auch in die Vergangenheit zu richten: Was man in Bezug auf die Zukunft erwartet bzw. befürchtet, ist auch abhängig von gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten, (Sicherheits-)Gewohnheiten und Standards, die ihre jeweilige soziale Vorgeschichte haben (Blinkert 2009, Klimke 2008: Kap. 5). Erwartungen bezüglich der Zukunft sind demnach auch vor dem Hintergrund von bisherigen Erfahrungen zu verstehen. Unsicherheit kann also auch daraus resultieren, dass bisherige Gewissheiten schwinden. Dies erweitert Bonß' zuvor vorgestellte Kurzdefinition von Unsicherheit in dem Sinne, dass nicht nur das zukünftige Eintreten von negativ bewerteten *Ereignissen*, sondern auch Verunsicherung als der *Prozess* des Verlusts alter Sicherheiten berücksichtigt wird.³

Zweitens weist (Un-)Sicherheit eine Moraldimension auf. Denn was als ein mögliches Negativereignis gewertet wird, hängt vom jeweiligen soziokulturellen und entsprechend moralischen Kontext ab. Die Benennung von Sicherheitsbedrohungen ist daher nie alternativlos, wie bisweilen suggeriert wird, sondern stets kontingent und sozial konstruiert, wie verschiedene sozialkonstruktivistische Ansätze herausarbeiten. Die vorrangig politikwissenschaftlichen Versicherheitlichungstheorien bspw. betonen den Konstruktionsprozess von (Un-)Sicherheit und grenzen sich von der Annahme ab, dass Sicherheit und Sicherheitsbedrohungen objektiv existierten und bestenfalls neutral bestimmt werden könnten (z.B. Buzan/Wæver/Wilde 1998, Büger/Stritzel 2005, Daase 2011a und 2011b, Jarvis/Holland 2015, Wæver 2004). Ähnlich argumentieren auch einige soziologische Beiträge. Stephen Hilgartner etwa schreibt: »Neglecting the social construction of risk objects restricts the power of social science approaches to risk analysis. To assume that objects are simply waiting in the world to be perceived or defined as risky is fundamentally unsociological.« (1992: 41, vgl. auch Douglas/Wildavsky 1982 und Tierney 1999) Demgegenüber wird in den verschiedenen sozialkonstruktivistischen Ansätzen angenommen, dass die Konstruktion von Unsicherheit auf Basis bestimmter Moralvorstellungen erfolgt (Lupton 2013a: 10). Diese Moral ist als kollektive und sozialgruppenspezifische zu verstehen und beinhaltet Vorstellungen eines guten Lebens respektive Normen, die eingrenzen, was als positiv bzw. normal und was als negativ bzw. abweichend gilt (Giritli Nygren/Öhman/Olofsson 2016 und 2017).

3 Bonß' Fokussierung auf Ereignisse kann als Feldspezifik gedeutet werden: Während sein Forschungsfeld, die Sicherheits- und Risikoforschung, auf Ereignisse fokussiert, betont die Prekarisierungsforschung das Prozesshafte und spricht daher auch von Verunsicherung. Zu diesen unterschiedlichen Forschungsfeldern Kap. 2.1.

Drittens und mit der Moraldimension verbunden ist die Sachdimension von (Un-)Sicherheit, d.h. in meinem Fall die Frage, welche (Un-)Sicherheitsthemen ich berücksichtige. Im Sinne der Offenheit gegenüber den Relevanzen der Interviewpartner*innen lege ich Zygmunt Bauman folgend einen weiten (Un-)Sicherheitsbegriff zugrunde. Für ihn bündelt der deutsche Begriff der (Un-)Sicherheit das, wofür die englische Sprache drei Begriffe kennt: (Un-)Safety, (In-)Security und (Un-)Certainty (Bauman 1999: 5, vgl. auch Kaufmann 1970: 149, 344). Baumans Unterscheidung aufgreifend übersetzt Christoph Reinprecht (2010: 29) (Un-)Safety mit (Un-)Geschütztheit, was sich auf den physischen Schutz von Leib, Leben und Eigentum bezieht. (In-)Security bezeichnet er als (Un-)Gesicherheit, was die Verlässlichkeit z.B. der eigenen sozialen Position und der Welt meint und auch die soziale und sozialpolitische Dimension von Unsicherheit impliziert. (Un-)Certainty verweist auf (Un-)Gewissheit etwa in Bezug auf moralische Unterscheidungen oder den Verlauf von Interaktionen.^{4,5} Während Bauman den Vorteil des deutschen Sicherheitsbegriffs darin sieht, dass er sich als Oberbegriff eignet, haben für mich die englischsprachigen Begriffe den Vorteil, den Sicherheitsbegriff ausdifferenzieren und Sicherheit thematisch umfassend zu konzeptualisieren. Dabei werden sowohl materielle als auch symbolische Sicherheitsbedrohungen (vgl. van Dyk/Lessenich 2008) berücksichtigt.⁶

Viertens lässt sich (Un-)Sicherheit auch in Bezug auf die Handlungs- bzw. Entscheidungsdimension spezifizieren bzw. genauer: die Zuschreibung von Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten. Mit Bonß (1995) und Luhmann (1990, 1991) lassen sich entscheidungsabhängige Risiken, die man im Sinne eines Wagnisses eingeht, von entscheidungsunabhängigen Gefahren unterscheiden, denen man ausgesetzt ist. Eine Fassung als Risiko erlaubt dabei spezifisches

4 Für eine andere Verwendung dieser drei Begriffe s. Bonß (2011: 44ff.).

5 Es liegen also deutsche Termini vor, die Baumans Oberbegriff der (Un-)Sicherheit ausdifferenzieren. Allerdings erscheinen sie mir wenig gebräuchlich, sodass ich die englischen verwende. Gleiches gilt im Folgenden für weitere englische Begriffe, auch für den Fall, dass keine passende Übersetzung vorliegt oder sich der englische Begriff in der deutschsprachigen Forschung durchgesetzt hat.

6 Um zu verdeutlichen, was ich mit thematisch umfassend meine, stelle ich zwei engere Sicherheitsverständnisse vor. Zum einen lassen sich mit Robert Castel (2000) zivile bzw. bürgerliche Sicherheit (als Schutz vor Kriminalität und Devianz) und soziale Sicherheit (als soziale Rechte von Staatsbürger*innen) unterscheiden. Darauf wird gelegentlich in der Kriminalitätsfurchtfor- schung Bezug genommen. Zum anderen lässt aber auch die in der BMBF-Sicherheitsforschung relevante Unterscheidung zwischen Safety und Security einen engeren Fokus erkennen, der für mein Interesse nicht geeignet ist. Die Unterscheidung wird entlang der Frage der Intentionalität getroffen: »Safety behandelt die Verhinderung von durch Unfälle verursachten Schadens [sic!], bei Security geht es um die Verhinderung böswillig zugefügten Schadens; bei Security geht es um Missbrauch, bei Safety um misslungenen Gebrauch.« (Wissenschaftlicher Programmausschuss Sicherheitsforschung 2010: 6)

Handeln, etwa im Sinne gezielter Vorsorge, während laut Luhmann (1991: 38) insbesondere für den Gefahrenfall nur eine unspezifische Prävention möglich ist. Diese (antizipierten) Handlungs- und Umgangsmöglichkeiten haben wiederum einen Einfluss darauf, was wie sehr als Unsicherheit bewertet wird (vgl. Kap. 6.3).

Dieser (Un-)Sicherheitsbegriff kann nun auf drei Kontexte angewandt werden (Blinkert 2009): (a) auf Strukturen als »objektivierbare Gefährdungslagen« sowie »Sicherheitsarchitekturen von Aggregaten« (ebd.: 7 und 6), (b) auf Konstruktionen als die sich in öffentlichen Diskursen manifestierenden Vorstellungen von (Un-)Sicherheit und (c) auf die Lebenswelt im Sinne von (Un-)Sicherheitskonzeptionen im alltäglichen Leben der Akteur*innen. Wie bereits deutlich wurde, ist diese Unterscheidung wichtig, um nicht etwa lebensweltliche (Un-)Sicherheiten mit medialen oder literarischen Darstellungen gleichzusetzen.

Die lebensweltlichen (Un-)Sicherheiten stehen im Zentrum meiner Arbeit. In der Forschungsliteratur werden sie auch als subjektive (Un-)Sicherheit oder »subjektive Befindlichkeit« (Kaufmann 1970: 297) bezeichnet. Aus verschiedenen Gründen schließe ich mich diesen Bezeichnungen nicht an, sondern präferiere den Begriff der Angst.

Gegen den Begriff *subjektiver* (Un-)Sicherheit spricht aus meiner Sicht erstens, dass in der Sicherheits- und Kriminalitätsfurchtforschung, teils aber auch in der Prekarisierungsforschung die subjektive einer objektiven Unsicherheit gegenübergestellt wird. Diese Differenzierung ist allerdings gemäß der hier verfolgten sozialkonstruktivistischen Perspektive kritisch zu sehen, da Unsicherheit nicht objektiv bestimmt werden kann, auch nicht von wissenschaftlichen Expert*innen (vgl. auch Bonß 1995: 43). Mit anderen Worten: Das Problem bei der Benennung objektiver Unsicherheiten ist, dass »in erkenntnistheoretischer Hinsicht unklar bleibt, von welcher Beobachterposition aus die ›tatsächlichen Gefahren‹ zu bestimmen wären« (van Dyk/Lessenich 2008: 21). Vielmehr ist jegliches Wissen über (Un-)Sicherheit, auch das von Expert*innen, sozial konstruiert und bestimmten sozialen Produktionslogiken unterworfen (Lupton 2013a: 48). Der Begriff der »objektivierten (Un-)Sicherheit« erkennt dies zwar in gewisser Weise an, da nicht davon ausgegangen wird, dass Wissenschaftler*innen Wirklichkeit abbilden können, behält aber die grundlegende, m.E. irreführende Dichotomie zur subjektiven (Un-)Sicherheit bei.⁷ Zweitens ist der Begriff der *subjektiven* Unsicherheit im Kontext einer soziologischen Arbeit unter Umständen missverständlich, da es mir nicht um das Subjektive im Sinne des Individuellen geht, sondern um das Soziale der Subjekte (ausführlicher dazu Kap. 2 und 3). Drittens ist subjektive *Unsicherheit* als Konzept zu vage. Unklar ist, worum es genau geht: um Unsicherheitsbewusstsein, -wahrnehmungen, -einschätzungen, -befindlichkeiten, -empfinden oder noch etwas anderes? In dieser Arbeit zeige ich, wie wichtig es ist zu differenzieren. Aus all

7 Ausführlicher zu sozialkonstruktivistischen Ansätzen insbesondere Kap. 2.2.2 und 2.3.1.

diesen Gründen werde im Folgenden auf den Begriff der subjektiven Unsicherheit weitgehend verzichten und stattdessen synonym von *lebensweltlichen* (Un-)Sicherheiten, Verunsicherung und insbesondere von Angst sprechen. Dass ich dennoch manchmal von subjektiver Unsicherheit spreche, hat v.a. damit zu tun, dass dies der zentrale Begriff des Projekts ist, aus dem die Interviews stammen. Entsprechend verwende ich auch die Begriffe Unsicherheitsthemen und Angstthemen in synonyme Weise.

Angst

Für Angst als zentralen Begriff spricht erstens in begrifflicher Hinsicht, dass er in eindeutiger, prägnanter Weise mein Forschungsinteresse an (Un-)Sicherheiten im lebensweltlichen Kontext ausdrückt. So bezeichnet Angst einen eigenständigen Phänomenbereich, sodass die problematische Gegenüberstellung zu objektiv(iert)er (Un-)Sicherheit nicht in dem Maße assoziiert wird wie beim Begriff der subjektiven (Un-)Sicherheit (vgl. auch Lupton 2013b und Wilkinson 2001a). Zweitens ist Angst in empirischer Hinsicht der zentrale Begriff der Interviewpartner*innen, der dem oben definierten breiten Unsicherheitsbegriff alltagssprachlich entspricht (dazu Kap. 5). Meine Erwartung ist daher, dass mit diesem Begriff mein Forschungsanliegen besser kommuniziert wird als mit dem Sicherheitsbegriff, der in einer engen Weise – als physische oder innere Sicherheit – verstanden werden kann. Drittens lässt sich über Angst unmittelbar an die Diagnosen einer Gesellschaft in Angst und jüngere Auseinandersetzungen zu einer Soziologie der Angst anschließen. Viertens wird mit dem Angstbegriff deutlich, dass sich subjektive Unsicherheit nicht in kognitiven Aspekten wie Wahrnehmungen erschöpft, sondern als lebensweltliches Phänomen gerade hinsichtlich seiner emotionalen Qualität relevant ist (dazu insbesondere Kap. 6.3).⁸

Wie verstehe ich nun Angst als Emotion? Prinzipiell lassen sich die o.g. Dimensionen von (Un-)Sicherheit übertragen. Angst und Furcht sind Franz-Xaver Kaufmann folgend entsprechend »als durch negative Erwartungen gesteuerte Gefühlslagen zu definieren« (1970: 301, vgl. auch Rackow/Schupp/Scheve 2012).⁹ Dar-

8 Emotionalität darf dabei nicht als irrationales Gegenstück zu emotionsfreier Rationalität verstanden werden; dieser Dualismus gilt inzwischen nicht nur in der Emotionssoziologie als obsolet (vgl. Zinn 2011).

9 Ich folge hier nicht der von Kaufmann aufgegriffenen Unterscheidung von bestimmter, objektbezogener Furcht und unbestimmter, objektloser Angst, wie sie in philosophischen und psychologischen Kontexten begründet wurde (vgl. Dehne 2017: Kap. 1.1. und 1.2.). Ähnlich dem sozialkonstruktivistischen Zweifel an der objektiven (Un-)Sicherheit stellt sich hier die Frage, wer darüber befinden sollte, was ein ausreichend objekthaftes Objekt ist und gewissermaßen als rationale Furcht gelten kann (vgl. Jackson/Everts 2010). Die Generalisierungsthese der Kriminalitätsfurcht, derzufolge die konkrete, objektbezogene »Kriminalitätsfurcht« ein Verdichtungssymbol für diffuse soziale Ängste darstellt (dazu Kap. 8.2), macht die Schwierigkeit dieser Unterscheidung wei-

auf aufbauend ist zu fragen, was die spezifische emotionale Qualität ausmacht und wie dazu empirisch geforscht werden kann. In den für mich einschlägigen thematischen Diskussionsfeldern – der *Sociology of Risk and Uncertainty*, der Sicherheits-, Kriminalitätsfurcht- und Prekarisierungsforschung (Kap. 2.1) – wurde von wenigen Ausnahmen abgesehen (Dehne 2017, Gray/Jackson/Farrall 2008, Lupton 2013b, Wilkinson 2001a) bislang kaum versucht, den Emotionsbegriff näher zu bestimmen. Daher ist ein Blick in die Emotionssoziologie hilfreich.

Emotionen werden dort hinsichtlich ihrer sozialen und kulturellen Dimensionen analysiert, d.h. gerade nicht in individualisierender und naturalisierender Weise, etwa als innere psychische und/oder physische Reaktion auf äußere Stimuli.¹⁰ Bei der genauen Bestimmung der interessierenden sozialen und kulturellen Dimensionen herrscht allerdings kaum Einigkeit. Verschiedene Emotionskonzepte konkurrieren und betonen jeweils verschiedene Aspekte von Emotionen, etwa ihren Charakter als wertgebundene, d.h. nicht rein kognitive Form der Deutung von Wirklichkeit, ihre Abhängigkeit von der sozialen Position der Fühlenden und ihre Leibgebundenheit (vgl. z.B. Flam 2002, Neckel 2006, Schützeichel 2008). Wegweisend scheinen mir neuere Ansätze zu sein, die sich als integrativ bezeichnen lassen, da sie diese verschiedenen Aspekte verbinden (Neckel/Pritz 2016: 6f.). Hierbei ist für mich der Ansatz von Monique Scheer (2012, 2016, 2017) anschlussfähig, wie sich im Laufe der empirischen Analysen gezeigt hat (vgl. Kap. 6.3). Scheer versteht im Anschluss an Pierre Bourdieus Sozialtheorie Emotionen als Teil habitueller Dispositionen: Emotionen werden vom Habitus produziert und umgekehrt produzieren sie diesen. Auf diese Weise lassen sich Emotionen konsequent soziologisch denken, da sie »aus der sozialstrukturellen, kulturellen und historisch stets spezifischen gesellschaftlichen Einbettung von Akteuren« resultieren (Neckel/Pritz 2016: 7). Dabei wird auch die leibliche Dimension von Emotionalität berücksichtigt, da Bourdieu davon ausgeht, dass das Soziale inkorporiert ist. Gemäß dieser Konzeption ist das Soziale nichts, was dem Empfinden der Akteur*innen äußerlich ist, denn es existiert nur durch sie. Emotionen wiederum sind weder vor-soziale, unbewusste Reflexe noch können sie willentlich gesteuert werden: Sie sind Teil des impliziten, praktischen Wissens

ter deutlich. Spreche ich in dieser Arbeit ausnahmsweise von Furcht oder sich fürchten, dann als Synonym zu Angst (haben). Kurz: Furcht stellt für mich keinen Gegenbegriff zu Angst dar. Der Gegenbegriff zu Angst ist vielmehr Hoffnung, die sich durch positive Zukunftserwartungen auszeichnet (Pain/Smith 2008, Rackow/Schupp/Scheve 2012, Thamm 2006).

¹⁰ Daher spreche ich von Emotionen und – im Anschluss an Autor*innen wie Monique Scheer (2012) und Sighard Neckel (2006) – synonym dazu von Gefühlen. Den Affekt-Begriff meide ich hingegen, da Affekt in der Regel als eine sich evolutionär ausgebildete, automatisch ablaufende physiologische Reaktion auf einen externen Stimulus (etwa eine Gefahr) verstanden und ausschließlich der vor-sozialen ›Hardware‹ des Körpers zugerechnet wird (vgl. Leys 2011, Scheer 2016).

der Akteur*innen (vgl. auch Adloff 2013), das im Alltag nicht expliziert werden muss.

Diese Konzeptualisierung bedeutet für die Erforschung von Emotionen, dass es nicht ausreicht, Emotionsbenennungen der Akteur*innen zu analysieren. Bestenfalls wird hierdurch nur die offensichtlichste Emotionsschicht berücksichtigt, schlechtestenfalls wird die rhetorische Nutzung der Sprache der Angst als Emotion missverstanden (vgl. Kap. 6.4 und 6.5). Angemessen ist vielmehr eine rekonstruktive, genauer praxeologische Forschung, die das implizite, praktische Wissen zu explizieren weiß. Analysierbar wird dieses Wissen, weil es sich unweigerlich im (Sprach-)Handeln der Akteur*innen dokumentiert (vgl. auch Scheer 2017: 263), d.h. auch im Interview. Etwas scheinbar so ›Innerliches‹ wie Emotionen – eine im Übrigen historisch relativ junge gesellschaftliche Erfindung (Winkel 2006: 287) – zeigt sich also im ›Äußeren‹. Dies macht bestimmte Methoden qualitativer Analyse prinzipiell anschlussfähig an die Emotionsforschung (vgl. etwa Kleres 2011 und 2015; Kap. 3 und 4), was insofern positiv ist, als die Methodologiediskussion in der Emotionssoziologie selbst erst im Entstehen begriffen ist: »Während theoretische Debatten in der Emotionssoziologie stets recht ausführlich geführt worden sind, sind methodologische Reflexionen erst in den letzten Jahren zu konstatieren.« (Neckel/Pritz 2016: 7, vgl. auch Lively 2015, s. aber Flam/Kleres 2015) Allerdings sind auch gegenstandsbezogene Anpassungen notwendig, die ich in dieser Arbeit leiste (Kap. 6.2). Gleichwohl gilt, dass der sprachbasierte Zugang der qualitativen Interviewforschung zu Emotionalität nie das Phänomen als Ganzes fassen kann; die leibliche Dimension bleibt – von ihrem parasprachlichen Niederschlag abgesehen (z.B. in besonderen Stimmlagen, Weinen etc.) – ausgeklammert. Dieses oder andere Defizite treffen aber auch für andere Konzeptualisierungen von Emotion und andere methodische Zugänge zu, die ihre je eigenen Unzulänglichkeiten haben (Scheer 2016). Für eine interviewbasierte Emotionsforschung spricht allerdings, dass sie die kulturellen Dimensionen von Emotionalität wie Wertvorstellungen gut fassen kann, wie Kapitel 7 demonstriert.

1.4 Aufbau der Arbeit

Eine Arbeit zu schreiben bedeutet, die Denkprozesse in ein Produkt zu fassen und vernetzte und eigentlich zusammengehörende Inhalte linear darzustellen. Dies ist bei Studien, die weder rein deduktiv noch rein induktiv sind, sondern der abduktiven Forschungslogik der Grounded-Theory-Methodologie folgend das Wechselspiel von Empirie und Theorie betonen, eine besondere Herausforderung, die ich wie folgt gelöst habe:

In Kapitel 2 stelle ich dar, an welche Forschungen ich in dieser Arbeit in theoretischer und methodologischer Hinsicht anknüpfe. Zwar existiert wie bereits festge-

stellt keine theoretisch fundierte empirische Soziologie der Angst als lebensweltlichem Phänomen, sondern allenfalls erste Ansätze. Dennoch werden mit Bezug auf Sicherheit und Risiko für mich wichtige Diskussionen geführt, nämlich in der Sicherheits- und Risikoforschung, der Kriminalitätsfurcht- und Prekarisierungsforschung, den Critical Security Studies und v.a. der Sociology of Risk and Uncertainty. Letztere bietet für mich die zentralen Bezugspunkte, da es sich um ein genuin soziologisches Feld handelt, verschiedene Unsicherheitsthemen behandelt werden und wichtige theoretische, epistemologische, methodologische und methodische Debatten geführt werden, wie ich anhand von sechs exemplarischen Ansätzen zeige. Als Beispiel für eine Zeitdiagnose der Gesellschaft in Angst gehe ich auf Becks »Risikogesellschaft« (1986) und seine daran anschließenden Überlegungen ein, die für die Sociology of Risk and Uncertainty einen wichtigen theoretischen Ausgangspunkt darstellen. Obwohl Becks Analyse v.a. auf die systemische Ebene zielt und Angst begrifflich nicht zentral ist, lese ich seine Diagnose als erste systematisch ausgearbeitete Angstdiagnose (vgl. auch Ahrens 2018, Aksoy 2018). Mit Mary Douglas' Kulturtheorie des Risikos stelle ich eine zweite bedeutende Makrotheorie vor. Wie sich Risiken bzw. Verunsicherung lebensweltlich in ihren Komplexitäten und Dynamiken gestalten, bleibt bei Beck und Douglas allerdings weitgehend offen. Daher stelle ich im Anschluss zwei lebensweltliche Ansätze vor: den von Deborah Lupton sowie den von Anna Olofsson und Kolleg*innen. Schließlich geht es in den reflexiven Ansätzen von Karen Henwood und Kolleg*innen sowie Iain Wilkinson um methodologische und epistemologische, aber auch forschungspolitische Fragen. Da die meisten der vorgestellten Ansätze im deutschsprachigen Raum bisher kaum bzw. nicht rezipiert sind, räume ich der Darstellung den entsprechenden Raum ein. Doch trotz der vielen wertvollen Anknüpfungspunkte schien mir keiner der vorliegenden Ansätze geeignet, einen konsistenten (meta-)theoretischen und methodologischen Rahmen für meine eigene Forschung zu liefern.

In Kapitel 3 entwerfe ich daher als Brücke zu meiner empirischen Arbeit eine eigene qualitative Programmatik im Sinne eines »Theorie-Methodologie-Pakets«, um Angst als soziales, lebensweltliches Phänomen zu fassen und empirisch dazu forschen zu können. Hierfür greife ich auf Pierre Bourdieus und Karl Mannheims Soziologie ebenso wie auf erzähltheoretische und interviewtheoretische Beiträge zurück. Dies ermöglicht u.a., das Soziale der Angst auch in Einzelinterviews zu fassen. Das Einzelinterview selbst ist dabei als soziale Praxis und Interaktion zwischen Interviewpartner*in und Interviewer*in zu theoretisieren, was eine Reflexion der Beiträge der Forschenden umso wichtiger macht. Darauf aufbauend stelle ich in Kapitel 4 meine Umsetzung dieses Forschungsprogramms in Bezug auf die Datengewinnung, das Sampling und Sample und die Datenauswertung vor. Insgesamt zeichnet sich mein Vorgehen durch eine doppelte Varianzsteigerung aus: einerseits in Bezug auf die themenoffene bzw. -übergreifende Interviewgestaltung, andererseits in Bezug auf das Sample, das sich durch maximale inhaltliche Kon-

traste auszeichnet, womit auch unterschiedliche soziale Positionen berücksichtigt werden.

Die mit diesem Vorgehen erzielten empirischen Ergebnisse sind in den Kapiteln 5, 6 und 7 dargestellt. Da diese Kapitel eigenständige Fragestellungen bearbeiten, habe ich mich für eine ungewöhnliche Form der Darstellung entschieden: Jedes dieser Kapitel ist in sich geschlossen, d.h. es enthält neben den empirischen Ergebnissen einen eigenen, spezifischen Forschungsstand, die jeweilige methodische Fokussierung, eine eigene Diskussion und einen eigenen Ausblick auf weitere Forschungsmöglichkeiten. Gleichwohl sind diese drei Kapitel durch einen roten Faden verbunden: Kapitel 5 und 6 behandeln die methodischen »Gretchenfragen«. Darauf aufbauend lassen sich ebenfalls in Kapitel 6 sowie in Kapitel 7 die empirischen »Gretchenfragen« beantworten.

In Kapitel 5 gebe ich eine empirisch gestützte Antwort auf die Frage, wie in der Datengewinnung offen zu Unsicherheit geforscht werden kann: Wie vermitteln wir als Forschende den Interviewpartner*innen, dass wir uns gemäß Baumans weitem Sicherheitsbegriff für all die Ängste interessieren, die in ihrem gegenwärtigen Leben relevant sind? Zwei methodische Dimensionen erscheinen mir hierfür relevant: zum einen die Wahl der Unsicherheitssemantik, zum anderen die Art und Weise, wie die Interviewpartner*innen adressiert werden und wie die Beziehungsgestaltung im Interview erfolgt. Insbesondere letzteres wurde in der bisherigen Methodendiskussion und -reflexion vernachlässigt. Im Ergebnis scheint mir für ein themenoffenes, lebensweltliches Interesse eine methodische Umsetzung über die Semantik der Angst und die Gestaltung einer persönlichen Beziehung sinnvoll, in der die Interviewpartner*innen u.a. als Individuen und nicht als Repräsentant*innen eines Kollektivs angesprochen werden. Mit diesen Ergebnissen trage ich auch zur geforderten und längst überfälligen Methodendiskussion und -reflexion in der Sicherheitsforschung und der Sociology of Risk and Uncertainty bei, indem ich Anregungen für die weitere empirische Forschung zu Angst gebe und die bisher disparaten Ergebnisse anderer empirischer Studien mit Blick auf ihre jeweiligen methodischen Entscheidungen verständlicher mache. Deutlich wird in diesem Kapitel auch, dass Methodenwahlen politisch sind.

In Kapitel 6 geht es in methodischer Hinsicht um die Frage, wie in der Datenauswertung Angst als Emotion rekonstruiert werden kann, genauer: wie sie von anderen Emotionen abgegrenzt werden kann und wie die verschiedenen »Erlebnisqualitäten« (Blinkert/Eckert/Hoch 2015) von Angst im Sinne unterschiedlicher Intensität herausgearbeitet werden können. Thematisch gewendet gibt dieses Kapitel Antwort auf die Frage, welche Rolle Angst lebensweltlich spielt. Ich nähere mich dieser Frage an, indem ich rekonstruiere, was es bedeutet, über Angst zu sprechen. Dies geschieht mit Blick auf drei Bedeutungsdimensionen: Erstens dokumentiert sich in den Interviewthematizierungen Angst als Emotion, wobei ich unterschiedliche Erlebnisqualitäten – konkret: k(l)eine und große Ängste – heraus-

arbeite und in Bezug zu den jeweiligen sozialen Erfahrungs- und Deutungshintergründen setze. Zweitens finden über Angst- und (Un-)Sicherheitskommunikation Positionierungen statt: Indem die Interviewpartner*innen die ›Ängste‹ für sich in Anspruch nehmen, die ein anständiges, rechtschaffenes Gesellschaftsmitglied zu haben hat, präsentieren sie sich als moralisches Selbst. Drittens wird Angst bzw. (Un-)Sicherheit als Argument verwendet, um eigenen Anliegen Ausdruck zu verleihen. Mit dieser Verwendungsweise von Angst- bzw. (Un-)Sicherheitskommunikation ist allerdings weniger die Emotion Angst verbunden als vielmehr Ungerechtigkeitsempfinden.

Die in Kapitel 5 und 6 gewonnenen Erkenntnisse informieren die Fallauswahl und Analysestrategie, anhand derer in Kapitel 7 die Frage beantwortet wird, welche Ängste lebensweltlich (k)eine Rolle spielen. Hierfür entwickle ich empirisch begründet ein Modell, das miterklärt, wer sich wovor fürchtet (vgl. Wildavsky/Dake 1990). Meiner Analyse nach ist die Position im Lebensverlauf (nach Kohli 1985 und 2003), d.h. die Lebensphase, entscheidend dafür, was ein gutes Leben bedeutet und was sich die Interviewpartner*innen von ihrer Zukunft erwarten. Das impliziert eine bestimmte Bedeutung von Sicherheit, die wiederum prägt, was typische Ängste sind. In die Lebenslauflogik eingebettet sind auch sozioökonomische Unterschiede und Geschlechterunterschiede relevant. Die Ergebnisdarstellung erfolgt entlang der Lebenslauflogik von der Lebensphase der Postadoleszenz hin zum Rentenalter, um den bedeutungsgebenden Kontext von Ängsten ins Zentrum zu rücken. Deutlich wird dabei, dass ein scheinbar gleiches Angstthema, etwa Kriminalität, je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen hat. Diese Kontextgebundenheit von Bedeutungen herauszuarbeiten stellt in empirischer Hinsicht einen Mehrwert dieser Arbeit dar, da bisherige Forschungen die Angstthemen an und für sich in den Vordergrund stellen und den bedeutungsgebenden Kontext oft vernachlässigen. Eine weitere Stärke meines Ansatzes zeigt sich darin, dass über ein themenoffenes und rekonstruktives Vorgehen auch symbolische und implizite Ängste rekonstruierbar werden, während sich viele andere Studien weitgehend auf die materiellen und expliziten Dimensionen beschränken. Insgesamt wird deutlich, und darin stimmt meine Studie mit anderen qualitativen Studien überein, dass medial präsente Themen wie Terrorismus nicht die alltagsweltlich relevanten sind.

In der Zusammenschau der drei empirischen Kapitel nähren meine Ergebnisse Zweifel daran, dass wir in einer Gesellschaft in Angst leben, und machen deutlich, dass in verschiedener Hinsicht zu differenzieren ist. Die Konsequenzen dieser Differenzierungen stelle ich in Kapitel 8 vor: Hier bündle ich die empirischen Ergebnisse der drei vorangegangenen Kapitel, indem ich sie kursorisch auf drei Diskursfelder beziehe, die in der wissenschaftlichen, aber auch gesellschaftspolitischen Diskussion rund um Angst und (Un-)Sicherheit relevant sind. Erstens geht es dabei um das Sicherheitsparadox, d.h. den scheinbaren Widerspruch zwischen den Sachverhalten, dass wir in westlichen Gesellschaften objektiv betrachtet so si-

cher wie nie zuvor leben, aber in besonderem Maße Unsicherheiten wahrnehmen, empfinden und/oder thematisieren. Als Gegenthese zum Sicherheitsparadox stelle ich in Anlehnung an Bourdieu (2005: 7) ein »Paradox der Doxa« zur Diskussion. Die zentrale Frage lautet dann, warum wir in sicheren westlichen Gesellschaften, in denen sich viele Menschen sicher fühlen, so sehr *glauben*, in unsicheren Zeiten zu leben. Zweitens geht es um die sogenannte Kriminalitätsfurcht. Meinen Ergebnissen nach gilt es beide Wortbestandteile kritisch zu beleuchten: Weder geht es in Kriminalitätserzählungen immer um Kriminalität, noch kommt darin immer Furcht zum Ausdruck. Drittens geht es um die Frage, inwiefern Rassismus und Klassismus mit Angst zusammenhängen. Können diese Phänomene als Ausdruck einer Gesellschaft in Angst erklärt werden, etwa indem konstruierte Andere als »Blitzableiter« für eine allgemeine, diffuse Verunsicherung dienen (Beck 1989: 9)? Aus meiner Sicht gilt es hier zu differenzieren, um welche Bedeutung von Angstkommunikation (s. Kap. 6) und um wessen Ängste es geht. Zentral ist meiner Auswertung nach im Kontext von Abwertungen ›Anderer‹ weniger Angst als Emotion, sondern Angst als Argument (vgl. auch Bröckling 2016, Keller/Berger 2017). Gleichzeitig ist zu fragen, wer in seinen (vermeintlichen) Ängsten von Gesellschaft, Politik und Wissenschaft gehört wird. Hierfür schlage ich angesichts von Forderungen, die Ängste und Sorgen der Menschen ernst zu nehmen, einen Blickwechsel vor, nämlich weniger die Angst *vor* den ›Anderen‹, sondern vielmehr die Angst *der* ›Anderen‹ zu beachten, die von Rassismus und Klassismus betroffen sind.

Im abschließenden Kapitel 9 blicke ich zurück und nach vorne: Der Ausgangspunkt dieser Arbeit war die populäre Diagnose einer Gesellschaft in Angst, die ich in den verschiedenen Kapiteln einer theoretisch-empirischen Kritik unterzogen habe. Angesichts der relativierten Bedeutung von Angst stellt sich am Ende die Frage, ob es eine Soziologie der Angst braucht und wenn ja, in welcher Form. Ich plädiere hier trotz verschiedener Fallstricke für eine theoretisch fundierte empirische Soziologie der Angst, die zugleich kritisch und reflexiv ist: Solange es simplifizierende, pauschalisierende Angst- und Unsicherheitsdiskurse gibt, braucht es eine Soziologie der Angst, die Gewissheiten in Frage stellt und zumindest zunächst zu einer »Verunsicherungswissenschaft« (Degele 2008: 24ff.) wird.¹¹ Dafür muss die Komplexität des Gegenstandes angemessen berücksichtigt werden, indem differenziert wird. In konzeptuell-methodologischer Weise rückblickend resümiere ich daher die Differenzierungen, die sich in meiner Arbeit als zentral erwiesen haben. Als Ausblick skizziere ich zudem einige Möglichkeiten, wie eine Soziologie der Angst darüber hinaus beschaffen sein könnte.

11 Entsprechend behandle ich in dieser Arbeit nicht die unterkomplexe Annahme einer German Angst (vgl. auch Schildt 2004). Im Gegenteil lässt sich eher annehmen, dass sich Menschen in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern aufgrund des Niveaus sozialstaatlicher Sicherung im Allgemeinen relativ sicher fühlen (Blinkert 2010, Hirtenlehner/Hummelsheim 2011).